

Geistliche Vaterschaft des Seelsorgers im Priesteramt: Vaterschaft und Mittlerschaft

Bruder und Mutter, aber bitte nicht Vater

„Es ist leichter, ein Freund zu sein als ein Vater“²⁴², hat Georges Bernanos treffend formuliert. In diesem Sinn gehen die Erwartungen an den Priester heute den leichteren Weg: Die Vaterschaft des Priesters ist weithin aus dem Blick geraten und Ersatzbilder machen sich breit. Es gehört zu den dramatischsten Entwicklungen der Amtstheologie und mehr noch der gelebten Amtlichkeit in der Kirche, dass ihr die starken, prägenden und darum auch attraktiven Priesterbilder weithin verloren gegangen sind: der Geistliche, der Mittler („pontifex“), der Hirte – darauf müssen wir noch eigens eingehen – und eben insbesondere der Vater. Jedes dieser Bilder fordert viel, verleiht aber auch theologische Klarheit in der eigenen Berufung, Sicherheit im eigenen Amt und breite Anerkennung und Wertschätzung unter der Gläubigen. Es wäre sicher aufschlussreich, einmal dem Zusammenhang zwischen

242 „Il est moins difficile d'être ami que d'être père“ (Georges Bernanos, Dialogues des Carmélites, premier tableau, scène III [Georges Bernanos, Œuvres romanesques. Dialogues des Carmélites. Préface par Gaëtan Picon. Texte et variantes établis par Albert Béguin. Notes par Michel Estève, Paris 1961, 1576f.]), zit. auch bei Jean-Pierre Batut, Dieu le père tout-puissant, Saint-Maur 1998, 42; vgl. auch Jean-Pierre Batut, Pantocrator. „Dieu le Père tout-puissant“ dans la théologie prénicéenne (= Collection des Études Augustiniennes. Série Antiquité 189), Paris 2009.

dem Schwinden dieser Bilder und dem Rückgang der Priesterberufungen nachzugehen. Bilder sind ja sozial gestützte, auf Anerkennung und entsprechender Interaktion gestützte Rollenerwartungen und damit wesentliche Motivatoren für Lebensentscheidungen (bei der Ehe spricht die Soziologie da vom „framing“²⁴³). Diese Bilder wurden alle seitens der Kirche, der Öffentlichkeit und der Priester selbst inzwischen hinterfragt, abgeschwächt oder ganz aufgegeben. Manchmal mutierten sie regelrecht zu einer Negativfolie, von der man sich abzugrenzen hatte, um eine neue Identität aufzubauen. Ein Beleg? Wenn heute ein junger Mann in einem Priesterseminar anklopft und sagt: „Ich möchte Priester werden und den Menschen ein Vater sein“, da winkt man allzu schnell ab: „Mit einem solchen Priesterbild haben Sie im 21. Jahrhundert nichts mehr verloren!“

Was ist an die Stelle des Vaterbildes getreten? Vor allem zwei Erwartungen werden an den Priester gerichtet, wenn man in ihm nicht überhaupt nur noch einen Religionsfunktionär sieht, die eines Bruders oder die einer Mutter.

1. Bruder: Biblisch und geistlich aufgeladen erscheint der Brudername. Er impliziert Verbundenheit, wahrt aber die Gleichheit und wird darum nicht-autoritativ, ja bisweilen sogar ausgesprochen antiautoritär gebraucht.

* Sprechend ist es etwa, wenn die Herrschaft Christi und damit sein *kyrios*-Titel durch den Brudernamen ersetzt wird, etwa beim Gebetsschluss: „Darum bitten wir durch Christus, unseren *Bruder* und Herrn.“

243 Vgl. Hartmut Esser, Ehekrisen: Das (Re-)Framing der Ehe und der Anstieg der Scheidungsraten. – Marital Crises: The (Re-)Framing of Marriage and the Increase in Divorce Rates, in: ZfS 31 (Dezember 2002) 472-496; vgl. Andreas Wollbold, Pastoral mit wiederverheirateten Geschiedenen. Gordischer Knoten oder ungeahnte Möglichkeiten?, Regensburg 2015, 14f.; 195-198.

* Verwandt damit ist das Wegmotiv, das wir etwa aus dem bekanntesten der sogenannten Schweizerischen Hochgebete kennen: „Du bist immer mit uns auf dem Weg.“ Weg, das ist das Offene, Unabgeschlossene, Revidierbare, der Primat der Veränderung – und die eingeschränkte Verantwortung für die eigenen Schritte. Der Weg schließt auch das Recht auf neue Wege ein – wir kennen diese Forderung etwa beim Umgang mit wieder-verheirateten Geschiedenen. Ja, dieser Gedankenkreis dürfte geradezu zum Schlüssel des heutigen Gottesbildes geworden sein. Gott „geht alle Wege mit“, so sagt man, in unwiderruflicher Liebe und Treue, mit unendlich viel Verständnis und Nachsicht. Dabei vergisst man, dass er selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben ist (Joh 14,6) und dass das Hinübergehen vom Gericht zur Gnade verlangt, angesichts der zwei Wege nicht den Weg des Frevlers, sondern den des Gerechten zu gehen (vgl. etwa Ps 1).

Dieses Wegmotiv korrespondiert mit der Grundeinstellung des ungebundenen Individualismus. Danach gehen selbst in der engsten irdischen Gemeinschaft, der Ehe, zwei Menschen immer noch ihre je eigenen Wege. Wege kreuzen sich und Wege trennen sich wieder, was wäre natürlicher als das? Da ist es normal, dass man vielleicht irgendwann auseinander wächst, und dann geht man selbstverständlich auch wieder eigene Wege. Dasselbe gilt für den Priester als Wegbegleiter. Es setzt eine eigenartige Mischung aus Nähe und Distanz, aus Treue und Unverbindlichkeit. Der Priester bleibt seinen Gläubigen zwar auf Distanz verbunden, doch letztlich ist das Verhältnis zu ihm für den Gläubigen unverbindlich. Es ist eben ein wenig so wie zwischen Geschwistern, wenn sie erwachsen geworden sind und aus dem Haus gegangen sind: Man bleibt Familie und geht doch eigene Wege. Der Priester ist dadurch allenfalls Ratgeber, Festgestalter und Traditi-

onshüter. Typisch dafür ist die Kasualie. Da hat er seine große Stunde. Ist das Fest jedoch vorüber, dann bleiben nur ein paar schöne Erinnerungen an ein Familienfest, bei dem man am Abend doch auch froh war, wenn man die Tür wieder hinter sich schließen oder wieder nach Hause reisen konnte.

So verweist das Brudermotiv sehr stark auf die Gleichheit. Ein Bruder hat dem Bruder, hat uns nichts voraus, vor allem besitzt er keine besondere Autorität. Geschwister begegnen sich „auf Augenhöhe“. Das zeigt sich bis ins Liturgische hinein. Die Beteiligten wollen – gerade bei Kasualien wie Taufe, Erstkommunion, Trauung und Begräbnis – mitreden und mitgestalten, sie wollen sich nicht in eine „passive Rolle“ drängen, ja schlicht aus dem Altarraum „verdrängen“ lassen. Nur so ist es zu erklären, dass mancherorts die Gewohnheit „prater legem“, ja „contra legem“, dass der Kommunionhelfer selbst zum Tabernakel geht, so standhaft verteidigt wird.

2. Mutter: Ähnlich gelagert, aber noch deutlicher gegen das Vatermotiv gerichtet ist die „Vermütterlichung“ des Priesterbildes. Sie ist leider noch zu wenig beobachtet worden und hat sich doch bereits weitgehend durchgesetzt. Wenn heute von der Seelsorge der Priester die Rede ist, dann beinhaltet das fast ausschließlich nicht-direktive Erwartungen: zuhören, einfühlen, Verständnis zeigen und ermutigen. Der ideale Seelsorger ist „biophil“, der soll Leben stärken, begleiten und schützen – ganz wie eine Mutter. Bezeichnend dafür ist etwa der Titel „Neu aufatmen“ einer neuen Pastoralzeitschrift aus Freiburg. Und wenn wir eben beim Brudernamen vom Gebetschluss gesprochen haben, so entspricht dem Mutterbild die Fortsetzung „der mit dir lebt und *liebt* in Ewigkeit“.

Im Mutterbild – wir reden hier von einem Typus, nicht von den realen Müttern! – wird sehr stark die Freiheit her-

vorgehoben. Der andere soll selbstbestimmt seinen Weg gehen können, und dafür braucht er Unterstützung und Ermutigung: „Ich stehe hinter dir, gleich, was du machst.“ Aber diese Freiheit meint gleichzeitig auch Einordnung des anderen in die Familie, in ein größeres Ganzes. „Das Wir entscheidet“, ist ihre Losung. In der Tat, loslassen zu können ist nicht gerade die große Stärke der Mütter – sie wollen eher sanft und versteckt führen, die Kinder in die Familie integrieren (noch einmal: im Typus!)! Es geht also um sanfte Macht, um die Macht der Einordnung durch Gefühlsbindung. In der Pastoral kennen wir den heutigen sanften Druck zum Seelsorgeteam und zur kooperativen Leitung zusammen mit nichtpriesterlichen pastoralen Mitarbeitern. Autorität wird dabei kommunikativ verflüssigt, ja gewiss auch abgeschliffen und konform gemacht. Insofern ist die Forderung, gesprächsfähig zu bleiben, ambivalent: Ungesagt schließt sie die Bereitschaft ein, nicht allzu sehr von den Standards gesellschaftlicher Normalität abzuweichen. Propheten sind da sicher nicht vorgesehen. In der Pastoral spiegelt sich diese Haltung in einer deutlichen Vorliebe fürs Kollektive. „Das Team entscheidet“ wird zur Maxime in Pastoralteams, unabhängig davon, dass der Pfarrer ja doch die geistliche Vollmacht der Leitung innehat. Autorität wird kommunikativ verflüssigt, ja aufgelöst. Denn Gesprächsprozesse lösen feste Wahrheiten oder Ordnungen auf, auch wenn dies verklärt wird als „angstfreie Kommunikation“, bei der „alles auf den Tisch darf“ (Applaus von der Presse für einen „mutigen“ Leitungsstil eingeschlossen!). „Gesprächsfähig zu werden“ bedeutet dann nicht selten auch, dass die Teile der kirchlichen Lehre und Ordnung, die keine Akzeptanz finden, nicht mehr gehalten werden.

Diese Vermütterlichung ist auch zu greifen im Wandel des Bildes vom Hirten: Der Hirte scheint sich dagegen

als Bild für den Priester ungebrochener Beliebtheit zu erfreuen; in Liturgie und kirchenamtlicher Sprache hat es weithin die Oberhand gewonnen.²⁴⁴ Es ist sogar in den allgemeinen Sprachgebrauch eingegangen, wenn von den Bischöfen als „Oberhirten“ die Rede ist oder wenn man einen Pfarrer fragt, ob er denn „mit seinen Schäfchen zufrieden ist“. Und was wäre die Kirche ohne den Pastor und die Pastoral oder gar die Pastorkonferenzen, Pastoralämter und natürlich die Pastoraltheologie? Doch die Beliebtheit der Metapher verdeckt einen tiefgreifenden Bedeutungswandel: Nähren und treues Mitgehen, Vertrautheit, Nähe und Schutz des Schwachen sind nun darin dominant, Führung und Autorität, Kampf gegen die Wölfe der Sünde und des Irrtums, kraftvolles Herausholen aus den Dornen der Abwege, Opfergesinnung und Vorzug des Hirten gegenüber dem Mietling treten dagegen in den Hintergrund. In Geschlechterstereotypen ausgedrückt, findet demnach eine deutliche Verschiebung vom „guten Hirten“ zur „guten Hirtin“ statt. Zudem geht es dem amtlichen Hirten nicht anders als dem Bild von Gott selbst, der – wenn überhaupt noch personal – bloß noch als „lächelnder alter Mann mit Bart“ gesehen wird. Dieses Bild drückt nämlich mehr aus als ein bloßes Klischee. Vielmehr wird der Schöpfer darin auf deistische Altenteil versetzt, also jene kleine Wohnung, die ihm bleibt, nachdem andere das Wirtschaften in der Welt übernommen haben, und von dem nun nicht mehr erwartet wird, als dass er seinen Geschöpfen das Leben

244 Vgl. Vladislav L. Kara, Zu den Metaphern Pastor, Grex, Ovis im *Missale Pius' V.* (1570), *Pius' XII.* (1957) und *Paulus VI.* (1975). Ein Beitrag zur priesterlichen Spiritualität, Rom 1997 (vgl. auch Karas Gegenüberstellung der Orationen in den Messbüchern von 1957 und 1975 ebd. 345-399). – Zum Folgenden vgl. Andreas Wollbold, *Als Priester leben. Ein Leitfaden*, Regensburg 2010, 30-35, woraus einzelne Passagen wörtlich entnommen sind.

gönnt, ohne ihnen hineinzuregieren. Aufgrund dieser Diffusion des Hirtenbildes lässt sich auch leicht nachvollziehen, warum die Reservierung der Seelsorge („cura animarum“) im eigentlichen Sinn für die Hirten („pastor animarum“) weithin faktisch aufgegeben wurde zugunsten der Vorstellung: „Alle sind Seelsorger.“²⁴⁵

Aber der Vater? Der Vater hat es in der „vaterlosen Gesellschaft“²⁴⁶ schwer. Die viel zitierten neuen Väter schmusen lieber, als dass sie schelten. Im Deutschen wurde der Vaternamen eigenartigerweise nur beim Ordensgeistlichen heimisch, und auch da nur im vornehm lateinischen „Pater“. Außerhalb der deutschen Sprache nennt man den Weltpriester freilich immer noch gerne „Father“, „Père“ oder „Padre“. Theologisch und spirituell hat diesem Beinamen allerdings die Vorstellung vom Priester als Bruder den Rang streitig gemacht: „Nicht das Gegenüberstehen zur Gemeinde wird herausgestellt. Vielmehr versteht sich der Priester heute in seiner Gemeinde als einer unter anderen, wie der, der bedient (Lk 22,27), als Bruder unter Schwestern und Brüdern.“²⁴⁷ Dieser Abschied vom Vater

245 Vgl. dagegen die Wiedergabe eines Referates von Kardinal Joachim Meisner und der anschließenden Diskussion im Kölner Priesterrat in: „Nur der geweihte Amtsträger ist Seelsorger“, in: *Una-Voce-Korrespondenz* 30 (2000) 307-310.

246 Alexander Mitscherlich, *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie*, München 1996. Vgl. Paul C. Vitz / Daniel C. Vitz, *Priests and the importance of fatherhood*, in: *Homiletic and pastoral review* 109 (December 2008) H. 3, 16-22 (der Psychologe Paul C. Vitz und sein Sohn Daniel, ein angehender Ordensgeistlicher, unterstreichen die Bedeutung eines priesterlichen „Ersatzvaters“ für die Entwicklung junger Menschen und für die Einheit der Pfarrei); Prudence Allen, *Freedom and the fatherhood of priests*, in: *Homiletic and pastoral review* 102 (2002) 18-27 (die promovierte Philosophin und Ordensschwester gibt einen Überblick über die Abwertung der Vaterschaft in der amerikanischen Kultur und ihre Auswirkungen auf Glauben und Priester; um dann die Teilhabe des zölibatären Priesters an der Vaterschaft Gottes in einer philosophischen Anthropologie zu erschließen).

247 Reinhold Bärenz, *Der Gang auf dem Wasser. Priester und Gemeinde*

ist nicht plötzlich gekommen. Er stellt vielmehr eine epochale Entwicklung der Kirchengeschichte dar:

– Vor allem die bewegten 50er Jahre in Frankreich – am deutlichsten sichtbar im Experiment der Arbeiterpriester²⁴⁸ – wollten den Priester eher als jemanden sehen, der Seite an Seite mit den Freuden und Nöten der Menschen steht, dadurch seine Nähe bezeugt und sie mit seiner Präsenz schließlich für die Nähe Gottes öffnet.

– „Seit den zwanziger Jahren, auch bei Guardini, galt der Wunsch, der Priester möge das Brüderliche leben, sich nicht nur vor der Gemeinde aufbauen, sondern mit mir Zweifel und Anfechtungen teilen, durchtragen – damals gegen die allzu ungebrochene Väterlichkeit gerichtet. Heute ist im Menschlichen das Brüderliche, in der Aufgabe aber das Väterliche zu leben. Autorität kommt von augere, welches heißt ‚wachsen lassen‘. Es geht nicht darum, Ratlosigkeit nur zu teilen, vielmehr sie zu heilen.“²⁴⁹

– Freilich, dieses Zitat von Hanna-Barbara Gerl-Fakowitz zeigt auch bereits eine gewisse Ambivalenz eines neuen Autoritätsverständnisses auf, das seit der Zeit Guardinis noch gewaltig gewachsen ist. Die Krise der 68er-Jahre war vor allem eine Krise der Autorität. Ihr Anspruch wurde radikal hinterfragt, weil dahinter nicht eine anerkannte Ordnung der Welt, letztlich Gott selbst erkannt wurde, sondern sie wurde reduziert auf einen Machtanspruch, welcher der Selbstbestimmung des Einzelnen entgegentrat.²⁵⁰ Um überhaupt noch Autorität zu

auf dem Weg, Regensburg 1989, 26.

248 Vgl. etwa den vielbeachteten Roman über die Arbeiterpriester von Gilbert Cesbron, *Les saints vont en enfer*, Paris 1952.

249 Hanna-Barbara Gerl-Fakowitz, *Kat'holon, oder: Auf's Ganze gehen. Laienwünsche an den Dienst der Priester*, in: *ThGl* 86 (1996) 1-8, hier 4.

250 Vgl. hellsichtig zum dahinter stehenden Anspruch einer „gnostischen“ Weltauffassung, die keine vorgegebene Seinsordnung mehr anerkennt, sondern die Welt eigenmächtig zu einem Ideal hin verändern will, Eric Voegelin,

begründen, wurde die Formel des französischen Jesuiten Michel de Certeau²⁵¹ zu etwas wie einer Zauberformel: Autorität „autorisiert“, d.h. sie ermächtigt den anderen, ermöglicht ihm Leben, gibt ihm Raum zur Entfaltung und fördert damit seine Freiheit. Dafür macht sie Platz für etwas Größeres – und tritt dafür selbst auch wieder zurück. Sie ist wie ein Kunstwerk, ein Gedicht oder ein Film, die Sichtweisen eröffnen, mit denen der andere nun aber eigenständig weiterarbeiten muss. Ihr Gegenbild ist das „Einengen, das keine Luft zum Atmen mehr lässt“, das „Einschüchtern“, das „bloße Repetieren toter Wahrheiten“, die „Angst vor dem Risiko“ – wir kennen all diese Rhetorik. Natürlich hat die christliche Amtstheologie immer gewusst, dass die geistliche Autorität von Christus stammt und zu ihm hinführen muss. Aber sie war realistisch genug zu wissen, dass es immer auch Momente gibt, da sie auf ihrer formalen Autorität bestehen muss – immer dann nämlich, wenn der andere ihr Worumwillen nicht versteht, ja vielleicht sogar nicht verstehen will. Probe auf's Exempel: Bei der Verkündigung zu Sexualität, Ehe und Familie stehen wir derzeit genau vor dem Dilemma, dass Teile der Kirche sich nicht mehr auf die Autorität des Wortes Jesu verlassen wollen, sondern in vielfacher Weise Wege einer solchen angeblich „lebensförderlichen“ Autorität suchen, dabei aber die unangenehmen Seiten verschweigen oder – schlimmer noch – neu zu schreiben versuchen.²⁵² Nein, der biblische Weg besteht darin, sich

Der Gottesmord. Zur Genese und Gestalt der modernen politischen Gnosis. Hg. und eingeleitet von Peter J. Opitz ; mit einem Nachwort von Thomas Hollweck (= Periagoge), München 1999.

251 Vgl. etwa Michel de Certeau, *La faiblesse de croire*, Texte établi et présenté par Luce Giard, Paris 1987.

252 Vgl. zur aktuellen Diskussion um die Pastoral mit wiederverheirateten Geschiedenen Andreas Wollbold, *Theologisch verantwortbar und pastoral angemessen ?*, in: MThZ 66 (2015) 405-420; ders., *Pastoral*.

„in Demut zu beugen unter die mächtige Hand Gottes“ (1 Petr 5,6): Zuerst gilt es, ihm zu gehorchen und in diesem Gehorsam seine Gebote zu erfüllen, die Wahrheit zu tun und so ans Licht zu kommen (vgl. Joh 3,21) und „Glauben aufgrund der Werke“ zu zeigen (Jak 2,18) – ob man den Sinn dieser Gebote einsieht oder nicht. Macht man die Autoritätsausübung dagegen davon abhängig, ob der andere sie als „Befreiung“ erfährt, wird man von vornherein vieles verschweigen oder zurechtbiegen müssen!

– Die Leitidee der Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“, die Teilnahme an „Hoffnung und Freude, Trauer und Angst“ der Menschen (GS 1), ist wohl die prominenteste Frucht dieses Amts- und Kirchenverständnisses. Genauer müsste man allerdings sagen: einer bestimmten Rezeption der Pastoralkonstitution, die deren ausbalancierte praktische Ekklesiologie vereinsseitigt und eben genau die Elemente des Vorgegebenen, Festen und Unumstößlichen vernachlässigt.

– Charles de Foucauld als „Bruder aller Menschen“ gilt als Inbegriff einer solchen priesterlichen Existenz: „Ich will alle Einwohner, ob Muslime, Juden, Christen oder Anbeter von Götterbildern, daran gewöhnen, mich als ihren Bruder anzusehen, den Bruder aller (frère universel). Sie fangen an, das Haus ‚die Bruderschaft‘ zu nennen, und das ist mir süß.“²⁵³ Er selbst freilich hat sich mit diesem Amtsverständnis wohl eher als einen Grenzfall des Priestertums verstanden.

Und überhaupt, jeder Mensch besitzt immer einen Vater, nicht immer aber einen Bruder: „[...] wir halten einfach fest, dass die Bruderschaft, die Ehe und die

253 Frère Charles de Jésus (Charles de Foucauld), Œuvres spirituelles. Anthologie. Publiée par l'association Charles de Jésus, Père de Foucauld. Préface de S. E. Mgr. de Provençères. Textes réunis par Denise Barrat, Paris 1958, 39 (aus einem Brief an Mme de Bondy vom 7. Januar 1902).

Elternschaft nicht notwendigerweise in jeder menschlichen Existenz verwirklicht sind. Anders aber ist es bei der Kindschafts- bzw. Ursprungsbeziehung, die an sich notwendigerweise besteht“.²⁵⁴ Ist der Bruder Priester dann nicht auch entbehrlich, während der Vater Priester geistlich unentbehrlich ist? Aber vielleicht verlockt der Wechsel vom Vater zum Bruder ja auch durch eine Erleichterung. Ja, es trifft wirklich zu: „Es ist leichter, ein Freund zu sein als ein Vater.“

Doch schon Gregor von Nazianz hat in einer etwas schwierigen Stelle – Maximus Confessor hat sie meisterhaft erläutert – vor dem Verfließen der Rollen im geistlichen Bereich gewarnt, dass also „Frauen im Schmuck von Männern und Männer im Schmuck von Frauen einherwandeln“²⁵⁵. Maximus erkennt darin die Gefahr, die Ordnung des Heiligen zu zerstören. Dies zeige sich – und darin ist er überraschend aktuell – vor allem in einer *philanthropia akaira*, also in einer „Menschenfreundlichkeit zur falschen Zeit“. Er wusste um die Versuchung jedes Vorgesetzten oder geistlichen Leiters, aus Sympathie oder einfach aus Schwäche nachzugeben und die objektiven Notwendigkeiten abzuschwächen, sich also zu verbrüdern, wo man Vater sein muss. Ähnlich sagt er an anderer Stelle:

„Ein Anfänger im geistlichen Leben darf zum Halten der Gebote nicht allein durch Güte angeleitet werden, sondern zweifellos

254 Maximus Confessor, *Capita theologica et oeconomica* II,99 (erscheint demnächst vom Autor herausgegeben in der Reihe „*Fontes christiani*“).

255 Maximus Confessor, *Ambigua ad Ioannem* 14 (PG 91,1211B-1213D); französisch in: *Saint Maxime le Confesseur. Ambigua. Introduction par J. Cl. Larchet. Avant propos, traduction et notes par E. Ponsoye. Commentaires par Dumitru Staniloae (= Collection l'Arbre de Jessé)*, Paris-Suresnes 1994, 228-230.

*er muss auch, die göttlichen Gerichte vor Augen (Röm 11,22), durch Strenge gegenüber sich selbst intensiver kämpfen. Darin wird er nicht nur durch Verlangen nach dem Göttlichen in Liebe entflammt, sondern auch durch Furcht von der Bosheit abgehalten. ‚Denn von Erbarmen und Gericht werde ich dir singen, o Herr‘ (Ps 100 [101],1), nämlich um die Stimme zu Gott zu erheben, vom Verlangen nach ihm beglückt, und um zum Gesang fähig zu sein, von der Furcht gekräftigt.*²⁵⁶

So müssen wir uns der Aufgabe stellen, die unverzichtbare Wirklichkeit der Vaterschaft des Priesters zu rekonstruieren.

Warum ist der Priester Vater?

Christoph Freilinger hat in seiner Studie über „Die Amtseinführung des Pfarrers“ eine interessante Beobachtung gemacht: Das gewandelte Verständnis des Priesters hat sich auch in den veränderten liturgischen Worten zur Amtseinführung eines Pfarrers niedergeschlagen:

*„In den publizierten Quellen zur Amtseinführung eines Pfarrers sind die Bilder vom Bräutigam und Vater als Positionsbestimmung des Pfarrers in einer Gemeinde in der Zeit nach dem Konzil auffällig zurückgetreten, ohne dass sich ähnliche prägende Bilder etabliert hätten. Doch das Hirtenbild blieb in den liturgischen Ordnungen zur Amtseinführung eines Pfarrers verankert.*²⁵⁷

²⁵⁶ Maximus Confessor. *Capita theologica et oeconomica* II,99 (erscheint demnächst vom Autor herausgegeben in der Reihe „*Fontes christiani*“).

²⁵⁷ Christoph Freilinger, *Die Amtseinführung des Pfarrers. Die liturgischen Ordnungen und ihre Bilder des Gemeindeleiters – eine Studie zum deutschen Sprachgebiet in der Neuzeit* (= *Studien zur Pastoralliturgie* 16), Regensburg 2003, 431.

Deutlich ist der Wandel, der in den letzten Jahrzehnten eingetreten ist: „In den älteren liturgischen Formularen zur Amtseinführung kam das ‚Vatersein‘ des Pfarrers insbesondere im Zusammenhang mit dem Geleit des neuen Seelsorgers an den Taufort und den Beichtstuhl zum Ausdruck.“²⁵⁸ Taufe und Beichte – das also sind die beiden ersten Orte einer geistlichen Vaterschaft des Priesters. Wir fügen noch den dritten und wichtigsten hinzu, die Eucharistie, denn darin wird er wie nirgendwo sonst zum Ernährer der Familie Gottes. Bei diesen drei Quellorten der Vaterschaft wollen wir zugleich beobachten, wie sie auch die wichtigsten pastoralen Aufgaben des Priesters prägen: Glaubensverkündigung, Seelsorge und Liturgie.

1. Taufe und Glaubensverkündigung

Die Taufe ist Wiedergeburt zu neuem, ewigem Leben, sie ist darum in einem nicht nur metaphorischen Sinn eine Neugeburt. Der Introitus des Weißen Sonntags lässt die Neugebauten sprechen: „Quasimodo geniti – Wie neugeborene Kinder verlangt nach der geistigen Milch.“ Denn die Kinder Gottes, „die an seinen Namen glauben“, sind „nicht aus dem Blut, nicht aus dem Willen des Fleisches, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren“ (Joh 1,13) – wir müssen diese wichtige Stelle im Kopf behalten, weil sie uns noch zum unlösbaren Zusammenhang von Priestertum und Zölibat hinführen wird. Die Kirche fasst diese Neugeburt so real auf, dass die neue Elternschaft, nämlich im Patenam, tatsächlich eine Realbeziehung stiftet – man merkt dies etwa am alten Eehindernis der „geistlichen Verwandtschaft“, oder dass der Priester nicht Pate sein darf.

²⁵⁸ Ebd. 431, vgl. zur Thematik insgesamt ebd. 424-431.

Doch wenn die Taufe zu Kindern Gottes macht, dann nicht einfach magisch, sondern indem sie „an seinen Namen glauben“. Darum schließt die Vaterschaft in der Taufspendung auch die Verantwortung für den Glauben der Getauften, sprich: die Glaubensverkündigung ein. Der Vater der Gläubigen führt als guter Hirt die Seinen auch zur guten Nahrung des Wortes Gottes, der christlichen Lehre. So sagt Robert Bellarmin in seinem Großen Katechismus anlässlich der vierten Vaterunserbitte um das tägliche Brot:

„Ihr müsst aber wissen, dass man in diesem Gebet hauptsächlich das geistliche Brot erbittet, das die Speise für die Seele ist, und erst in zweiter Linie das materielle Brot, das die Speise für den Leib ist. 1. Unter geistlichem Brot versteht man aber das allerheiligste Altarsakrament, das göttliche Brot des Himmels, das auf wunderbare Weise das Leben der Seele nährt. 2. Ebenso versteht man darunter das Wort Gottes, das in den Predigten und in der Lesung geistlicher Bücher nicht wenig dazu beiträgt, dieses Leben der Seele zu nähren. 3. Schließlich versteht man darunter auch die Eingebung Gottes, das Gebet, und alles andere, was dazu hilft, in uns die Gnade zu erhalten und zu vermehren, die wie gesagt das Leben der Seele ist.“²⁵⁹

So ist der geistliche Vater der Erzeuger und Ernährer von Kindern Gottes in der Familie Gottes, der Kirche. Er ist der Mit-Ursprung des geistlichen, übernatürlichen Lebens. Das kann er nur, weil es ihm von Gott selbst sakramental in der Weihe zugeteilt wurde.

Wie aber hängt diese Vaterschaft mit dem Zölibat zusammen? In der Tat, die Kinder Gottes, „die an sei-

²⁵⁹ Robert Bellarmin, Ausführliche Erklärung des christlichen Glaubens. Für den heutigen Gebrauch übersetzt und aufbereitet von Andreas Wollbold, Würzburg 2013, 50f.

nen Namen glauben“, sind „nicht aus dem Blut, nicht aus dem Willen des Fleisches, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren“ (Joh 1,13). Bereits Origenes hat im dritten Jahrhundert deutlich formuliert, dass darin eine geistliche Vaterschaft begründet wird, die nicht mit der Zeugung irdischer Nachkommenschaft wie beim alttestamentlichen Priestertum vereinbar ist. In der Auslegung von Lev 8,7-9 entwickelt Origenes eine Theologie der priesterlichen Gewänder im Vergleich zu Ex 28 und daraus abgeleitet eine Theologie des Priestertums als geistlicher Vaterschaft.²⁶⁰ Der bewunderungswürdige Schriftkenner bemerkt, dass die Leviticus-Stelle nur sieben Gewänder des Hohenpriesters kennt, die Exodusstelle dagegen acht. Dieses achte Gewand aber ist der Lendenschurz. Es ist für ihn ein Zeichen der Keuschheit bzw. Enthaltbarkeit – ähnlich wie es bis heute das Zingulum des katholischen Priesters verkörpert und wie es das schöne Ankleidegebet des „Praecinge me“ ausdrückt. In diesem Unterschied sieht er den Fortschritt und die entscheidende Überbietung des alttestamentlichen Priestertums durch das des neuen Bundes. Während Ersteres zeitweise diese Bindung durch den Lendenschurz lockern, d.h. die Ehe um der Nachkommenschaft für den Stamm Levi gebrauchen durfte, lehnt der Alexandriner dies für die christlichen Priester schlechthin ab. Ihre Nachkommenschaft sind wie beim Apostel Paulus die Gläubigen, die sie durch die Predigt des Wortes Gottes zeugen. Sie üben also eine geistliche Vaterschaft aus.

„Wir können uns also fragen, ob er [sc. der Heilige Geist im Schriftwort] nicht Folgendes sagen will: Da wir oben bemerk-

²⁶⁰ Origenes, Homilien zu Leviticus 4,6 und 6,6 (GCS 29 [Origenes 6], 324 und 368f.).

ten, dass dieses Kleidungsstück auf die Keuschheit offenbar hinweist, womit der Schritt bedeckt bzw. die Hüften und Lenden geschürzt sind, waren dann bei den damaligen Priestern diese Körperteile wirklich allezeit geschnürt? Von Zeit zu Zeit war es ihnen ja erlaubt, ihr Geschlecht fortzupflanzen und für ihre Nachfolge sich Nachkommenschaft zu verschaffen. Für die Priester der Kirche würde ich ein solches Verständnis der Schriftstelle jedoch gelten lassen. Da sehe ich etwas anderes allegorisch angedeutet. In der Kirche können die Priester und Lehrer ebenfalls Kinder zeugen, ganz wie der, der sprach: ‚Meine Kinder, ihr, die ich von neuem zeuge, bis Christus in euch ausgebildet ist.‘ Und anderswo sagt er: ‚Hättet ihr auch tausend Erzieher in Christus, so habt ihr doch nicht viele Väter. Denn durch das Evangelium habe ich euch in Christus Jesus gezeugt.‘²⁶¹

2. Beichte und Seelsorge

Auch hier bildet das Sakrament das Zentrum einer ganzen Reihe von Tätigkeiten. Hier wird die geistliche Vaterschaft zum Zeugnis und zum Eintreten für das Gesetz Christi – allerdings als das Gesetz der Gnade und Barmherzigkeit – wir erinnern uns an die angeführte Auslegung des Maximus zum Ps 100 (101). Barmherzigkeit und Gerechtigkeit gehören zusammen – nirgendwo

261 „Sed videamus, ne forte, quoniam in superioribus diximus hoc genus indumenti indicium castitatis videri, quo vel femora operiri vel constringi renes videntur ac lumbi, ne forte, inquam, non semper in illis, qui tunc erant sacerdotes, has partes dicat esse constrictas; aliquando enim et de posteritate generis et successu subolis indulgetur. Sed ego in sacerdotibus ecclesiae huiusmodi intellegentiam non introduxerim; aliam namque rem video occurrere sacramento. Possunt enim et in ecclesia sacerdotes et doctores filios generare, sicut et ille, qui dicebat: ‚filioli mei, quos iterum parturio, donec formetur Christus in vobis‘. Et iterum alibi dicit: ‚tametsi multa milia paedagogorum habeatis in Christo, sed non multos patres. Nam in Christo Iesu per evangelium ego vos genui‘ (Origenes, Homilien zu Leviticus 6,6 = GCS 29 [Origenes 6], 368f.).

wird das greifbarer als in der Beichte. Darum gehören auch die beiden Aufgaben des Richters und des Arztes zusammen, also Gesetz und Gnade. Man könnte auch sagen: Nur bei einer ungeschönten Diagnose kann der Arzt auch die richtige Therapie wählen. Wie zwiespältig erscheint dagegen jedes vereinseitigte Pochen auf die Barmherzigkeit: „Gerechtigkeit ohne Barmherzigkeit ist Grausamkeit. Barmherzigkeit ohne Gerechtigkeit ist die Mutter der Auflösung.“²⁶²

Spiegel dieser Zweieinheit von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in priesterlicher Vaterschaft sind die hohen Anforderungen an sein geistliches Leben: Der Geistliche, also der „spiritualis“, der „πνευματικός (pneumatikós)“, ist nach Paulus und Johannes das Gegenbild zum „carnalis“, zum „σαρκικός (sarkikós)“. Er ist dem Himmel zugewandt, und darum entsagt er der Welt. In diesem Beinamen ist die tiefe Verwandtschaft des Priesters mit dem Mönch angedeutet, der durch die „conversatio morum“²⁶³ „sucht, was droben ist“ (vgl. Kol 3,1). Kirchenamtlich wird zwar weiterhin die Heiligkeit als Ziel des priesterlichen Lebens vorgegeben. Faktisch meint sie aber in vielen kirchlichen Verlautbarungen vor allem Begeisterung, Leidenschaft für Gott und die Menschen sowie ein hundertprozentiges Überzeugtsein von seiner Sache. Das ist nun freilich etwas, was sich jede Organisation von ihren Vertretern wünscht, wenn auch nicht immer mit so erhabenen Worten. Das Spezifische des Geistlichen, die Weltentsagung – sehr wohl in der Spannung, diese als *Welt*priester zu verwirklichen zu ha-

262 Thomas von Aquin, Kommentar zum Matthäusevangelium 5,2.

263 Die „conversatio morum“ ist in der Benediktusregel zum Synonym für das klösterliche Leben unter der Regel geworden (vgl. Basilius Steidle [Hg.], Die Benediktusregel. Lateinisch-deutsch, Beuron 31978, c. 58,17 [S. 162f.]).

ben –, wird dabei nivelliert. Er soll eben weltoffen sein, wie auch immer man das verstehen mag. Gesellschaftlich werden von ihm religiöse Dienstleistungen erwartet; mit der prophetischen Zeichenhaftigkeit, dass „die Welt und ihre Begierde vergeht“ (1 Joh 2,17), soll er es lieber nicht so genau nehmen. „Er ist doch auch nur ein Mensch – und außerdem, warum soll er denn nicht auch wie jeder andere heiraten können?“ So bleibt für das Selbstbild vom „Geistlichen“ oft nur noch der Anspruch, eine wie auch immer geartete persönliche Spiritualität zu entwickeln.

3. *Eucharistie und Liturgie*

Der Priester ist „Pontifex“, Mittler zu Gott. Am erhabensten geschieht dies bei der Feier der Eucharistie. Es gilt aber auch für jede Ausübung seines Heiligungsamtes, insbesondere für die Feier der Sakramente und für das Stundengebet. Einmal mehr aber, ja noch heftiger und unerbittlicher als sonst, wird genau dieser Zug des Priestertums unter Verdacht gestellt. Das sogenannte Sazerdotale²⁶⁴ wird mit dem Anathem belegt. Bibel und Kirchenväter kennen angeblich keinen menschlichen Mittler zu Gott, erst die mittelalterliche und die gegenreformatorische Trennung von Klerus und Volk hätten ihn

264 Der amtstheologische Überblick von Bertram Stubenrauch, *Priesterlicher Dienst vor dem Anspruch der Lehre*, in: ders. (Hg.), *Christsein als Priester. Was verbindet und trägt*, Trier 1999, 115-136, hier 117, schließt: „Christliches Priestertum – von Getauften, also von Menschen wahrgenommen – ist ausschließlich als eine nicht-sazerdotale Wirklichkeit legitim.“ Hubert Brossecker, *Das Priesterbild in der Predigt. Eine Untersuchung zur kirchlichen Praxisgeschichte am Beispiel der Zeitschrift „Der Prediger und Katechet“ von 1850 bis zur Gegenwart*, München 1978, 161, stellt fest, dass sich zuletzt noch in der Bibel- und in der Liturgischen Bewegung die Idee priesterlicher Mittlerschaft gefunden habe, allerdings von religionsgeschichtlich-sazerdotalen Vorstellungen gelöst.

hervorgebracht. Auch terminologisch spricht man darum im Gefolge des II. Vaticanums lieber vom Presbyter und seinem „ministerium“ als vom Priester („sacerdos“). Nun ist eine solche Behauptung, dass über tausend Jahre lang eine Glaubenswahrheit entstellt gewesen sein könnte, schon theologisch wenig wahrscheinlich. Wenn sie in diese Entstellung auch päpstliche Lehraussagen und Konzilien einschließt, wird sie sogar bedenklich. Aber an dieser Stelle geht es um etwas anderes, nämlich den Aufbau und den Verlust von Identität. Als Presbyter (πρεσβύτερος entsprechend der synagogalen Ältestenverfassung) zu den „Alten“ zu gehören, ist nämlich in einer Zeit der Jugendvergötterung kein unbedingt anziehendes Identitätsangebot. Darüber hinaus hat er auch gar nichts spezifisch Religiöses an sich, sondern er findet sich in der Herrschaftsstruktur jeder traditionellen Gesellschaft. Ebenso wirkt die Vorstellung vom Priester als Gemeindeführer mit dem Amt der Einheit der Gemeindeglieder in der Zeit der Schwächung des Gemeindebewusstseins eher nostalgisch als zukunftsweisend. So hat man durch den Verlust der geistlichen Vaterschaft des Priesters nichts gewonnen und viel verloren.

Zum Schluss: Geistliche Vaterschaft und Zölibat

Bei Taufe, Beichte und Eucharistie haben wir gesehen: Die geistliche Vaterschaft des Priesters schließt die leibliche Vaterschaft (zumindest aktuell) aus. Aufgrund einer inneren Notwendigkeit muss das christliche Priestertum leiblich enthaltsam sein, zumindest seit der Weihe (bzw. seitdem man eine Berufung erkennt und sich auf das Amt vorbereitet). Es gibt also einen tiefen Zusammenhang zwischen geistlicher Vaterschaft und Zölibat. Darauf haben die letzten Päpste ebenso wie vatikanische Dokumente immer wieder hingewiesen. Dass dies keineswegs nur blumige Theologie ohne Realitätsbezug ist, zeigt etwa das Dekret der Bildungskongregation von 2005 mit strengeren Zulassungsbedingungen für Seminaristen, das insbesondere Regelungen zum Ausschluss von Kandidaten mit fester homosexueller Orientierung enthielt.²⁶⁵ Hier und anderswo wird nämlich damit argumentiert, die Fähigkeit zur Vaterschaft sei eine Voraussetzung des priesterlichen Dienstes. Bezeichnenderweise wird dies oft leiblich missverstanden: „Wer nicht auch ein guter [leiblicher] Vater sein könnte, kann kein Priester werden.“ Nein, ganz im Gegenteil, nur wer seine Männlichkeit ganz in den Dienst der geistlichen Vaterschaft zu stellen imstande ist, kann auch Priester werden.

Dieser Zusammenhang zwischen geistlicher Vaterschaft und Zölibat ist keineswegs damit ausgeschöpft, dass man

²⁶⁵ Vgl. Kongregation für das Katholische Bildungswesen, Instruktion über Kriterien zur Berufungsklä rung von Personen mit homosexuellen Tendenzen im Hinblick auf ihre Zulassung für das Priesterseminar und zu den Heiligen Weihen (4. November 2005). Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (= Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 170), Bonn 2005 (Original in: AAS 97 [2005] 1007-1013).

darin nur eine äußere kirchenrechtliche Bindung des Priestertums an die Ehelosigkeit „lege mere ecclesiastico“ macht, wobei man wie selbstverständlich einschließt, diese Bindung sei nicht notwendig und sie könne bei Bedarf jederzeit fallen gelassen werden. Nein, gerade umgekehrt ist es sicher kein Zufall, dass eine Zeit, die den Sinn für die Vaterschaft des Priesters verloren hat, auch seiner Ehelosigkeit verständnislos gegenübersteht. So ist es erschreckend zu sehen, wie viele Gemeinden reagieren, wenn ein Priester aus Zölibatsgründen sein Amt aufgibt: Er wird bejubelt, weil er endlich „normal“ geworden ist und die „Fesseln“ der Kirche abgestreift hat. Wie viel Arbeit ist da noch zu leisten, bis im Herzen der Kirche wieder der rechte Geist einzieht! Doch eine noch so schöne Theologie allein, als reine Theorie genommen, wird niemanden überzeugen. Entscheidend wird hier das Vorbild sein: Priester, die mit allen Fasern ihrer Existenz geistliche Väter sind, und Gläubige, die die Demut aufbringen, als Kinder Gottes vertrauensvoll ihre Autorität im Namen des Herrn anzuerkennen, wertzuschätzen und sie so zu tragen und zu stützen.